

Großmarkt München: Das verderbliche Geschäft der Hallenmenschen

Die Früchte des frühen Tages

An Deutschlands größtem Umschlagplatz für Obst und Gemüse handeln die Eingeweihten nach eigenen Gesetzen, doch den Markt bestimmen andere

Von Corinna Emundts

München, im September – Manni Gross sitzt mit von der kurzen Nacht geschwellenen Augen an seinem Schreibtisch und kritzelt Preise, von denen er nicht weiß, ob er sie in den nächsten Stunden wirklich halten kann. Das weiß hier keiner. Aber das ist das Spiel, das süchtig macht. Draußen ist die noch dunkle Stunde des neuen Tages, drinnen ist es taghell, hat der eine schon die siebte Kippe dieses Tages geraucht und der andere bereits fünfzigmal geflucht. Wer einmal hier ist, bleibt sein Leben lang: „Den Manni werden sie hier mal tot raustragen“, sagt seine Schwester Monika Gross, die am gemeinsamen Stand kassiert. Sonnenlichthelle Strahler beleuchten die Radicchio-Lieferung der Fratelli Tezza, wasserbestäubte ungarische Aprikosen – und diese verrückten Hallenmenschen, wie sie auf engstem Raum Kisten manövrieren, gegeneinanderstoßen, hin- und herrennen, als gehe es um Leben und Tod. Es ist ein Wettlauf gegen die Konkurrenz und die Zeit, die Fäulebakterien sich vermehren und Fruchthäute schrumpeln läßt.

Graf Rucolas Coup

Mitten in München, nahe dem Schlachthofviertel, versteckt sich ein Mikrokosmos, vor dem die jüngeren Entwicklungen der Wirtschaft nicht haltgemacht haben und wo doch noch manches ist wie in einem Dorf des beginnenden Jahrhunderts. Mehr als 60 000 Tonnen Obst und Gemüse, die überwiegend aus Süd- und Osteuropa per Lastwagen ankommen, werden jeden Monat auf dem größten Umschlagplatz Deutschlands verkauft – an bayerische Einzelhändler und Restaurants, aber auch nach Hamburg oder ins

Ausland. Die rund tausend Beschäftigten in der Halle arbeiten auf einem anderen Stern, auf dem die Nacht um halb vier zu Ende ist und mündliche Vereinbarungen mehr gelten als schriftliche. Wer von der Existenz dieser Hallenmenschen überhaupt etwas ahnt und im fahlen Nachmittagslicht durch die Gänge streift, vorbei an den dann kahlen Ständen, wo hinter tausend grauen Gitterstahlstäben kistenartige Büroverschläge kauern, der würde sie bedauern.

Morgens um fünf aber sind in der Halle nur die Fensterrahmen grau. Samtgelbe Aprikosen, leuchtendrote Tomaten und auberginefarbene Rundungen ziehen den Blick an. Hunderttausend frische Früchte verströmen ihre Düfte. Draußen parken Porsches, Ferraris und Mercedes-Coupés, sehr viele. Manni, 39 Jahre alt, fährt einen alten, nicht ganz rostfreien Mercedes. „Ich brauche nicht das Letzte aus dem Stand rauspressen.“ Er zieht an der Zigarette. Eigentlich sollte er nicht mehr rauchen, sagt seine Schwester, weil er es mit dem Magen hat. Manni, klein und schwächling, mit wildem, halblangem Haar, gibt nichts drauf. Er trägt Jeans mit Loch, sein Vater trug noch Anzug am Stand. Die Zeiten sind anders. „Früher rissen dir die Leute das Obst aus der Hand.“ Früher hatte der Gross-Stand 25 Angestellte, heute sind es drei. Früher fuhr der Vater immer den neuesten Opel. „was damals so war wie heute ein Rolls-Royce“.

Zwar läßt sich in der Halle und im benachbarten Kontorhaus mit den Obstagenturen immer noch Geld verdienen. „Man muß sich Nischen suchen“, sagt Mario Decke, ein Agent mit gepflegt-gelocktem Haar, blauegetönter Sonnenbrille und – Porsche. Mit sei-

nem Kompagnon hat er auf dem Großmarkt vor drei Jahren den italienischen Rucola-Salat eingeführt – so erfolgreich, daß sich die beiden gegenseitig „Graf Rucola“ nennen.

Doch die Münchner Großmarkthalle, mit Paris und Mailand eine der größten in Europa, verliert täglich an Umsatz. Das ganz große Geschäft läuft längst an ihr vorbei. Vor zwanzig Jahren ging jede in München verspeiste Tomate, jede Orange durch die Hände der Hallenmenschen. Heute sind es nur noch zwanzig Prozent, erklärt ihr städtischer Direktor Herbert Erharter bedrückt: „Eine Handvoll Konzerne wie Rewe, Tengelmann und Metro beherrschen vier Fünftel des Gesamtverzehrs in Deutschland.“ Sie importieren meist direkt vom Hersteller. Und doch hofiert man die großen Handelsketten als wichtige Kunden. In den Gängen der Halle, in der altmodischen Kaffeestube, in den noblen Büros der Kontorhäuser, in denen die Agenten ganze Lkw-Ladungen weiterverkaufen, weiß man schnell, wer mal wieder die Konzernvertreter eingeladen hat auf eine kostspielige Woche in Griechenland, Obstfarmen zu begutachten – Damenbesuche inklusive. „Die Großen drücken die Preise bis an die Schmerzgrenze“, klagt der Direktor. Die Kontrakte der Konzerne legen Lieferzeit und Preis der Ware vorab fest – was gegen die ungeschriebenen Regeln der Halle verstößt, in der jeden Tag die Preise neu ausgehandelt werden und Lieferungen so ankommen, wie das Wetter in Italien oder Spanien die Früchte reifen läßt.

Die Großmarkthalle ist wie eine Aktienbörse. Jeder Stau an der Grenze, in dem die Obstlaster stecken, jede Regenperiode in Italien treibt die Preise in die Höhe. Die Hal-

lenmenschen handeln mit schnell reifendem Obst, das stündlich an Wert verliert. „Oft muß ich gegen Schluß mit Verlust verkaufen, aber das ist immer noch besser, als es am nächsten Tag gar nicht mehr loszukriegen“, sagt Manni. Dafür macht er Spekulationsgewinne, wenn er heute zu günstigen Preisen Paprika bestellt und weiß, daß der morgen rar sein wird. „Wenn du mit den anderen redest, hörst du, was am nächsten Tag reinkommt.“ Die Hallenmenschen spüren viel von dem, was draußen vor sich geht: daß die Leute an frischem Obst und Gemüse sparen. Daß die bosnischen Kriegsflüchtlinge heimkehren und damit der Kürbisabsatz schwindet. Daß Singles Fast food vorziehen und Frauen kein Obst mehr einmachen. Und die Konzentration in der Lebensmittelbranche. Bei Mannis 66 Jahre alter Mutter Ingeborg verabschiedete sich in den achtziger Jahren ein Kunde nach dem anderen, weil er seinen Tante-Emma-Laden schließen mußte.

Selten sind glückliche Coups wie der jenes Händlers mit der Eingebung, tonnenweise Zwiebeln einzulagern – bis zufällig eine Woche kam, in der in der Halle Zwiebelnotstand herrschte und die Zwiebelpreise sich verfünffachten. Der Spekulant verkaufte – und wurde Millionär. Wenn Manni solche Geschichten erzählt, verziehen sich die tiefen Furchen um den Mund zu einem verschmitzten Grinsen. Keiner würde ihn hier „Herr Gross“ nennen. Man duzt sich in der Halle, seitdem sie 1912 gegründet wurde.

Und der Rabbi schwieg

Mannis Großvater Jakob begann nach dem Zweiten Weltkrieg hier mit Schokolade zu handeln, wobei er die Hälfte an ausgehun-

gerte Kinder verschenkte oder selber aß. Später verkaufte er Obst und Gemüse und schmetterte Arien durch die Halle. Nur über seine Vergangenheit sprach er nie: Jakob Gross war vor dem Dritten Reich Rabbi in Berlin gewesen und hatte das Konzentrationslager Theresienstadt überlebt.

Halb sechs, kurz vor Handelsbeginn. Manni eilt von einem Stand zum anderen, um noch eine Palette Aprikosen zu erstehen. Er kauft nicht alles direkt beim Lieferanten, sondern auch bei den größeren Importeuren der Halle – seine Kunden wollen ein breites Angebot. Er probiert hier, testet dort. Die einen schmecken wäßrig, die anderen sind zu fleckig. Bei Werner Kretschmer wird er fündig. Mit ihm, der hinter seinem Pult steht wie ein Oberstudienrat, macht er gern Geschäfte. „Das ist ein Intellektueller, einer der klügsten Händler hier.“ Manni hangelt sich an einer mannshohen Palette hoch, um die Ware genauer zu sehen. Gekauft.

Minuten später liefert Kretschmers Staplerfahrer die Palette. Gezahlt wird später, man vertraut sich, man kennt sich ja. Ein Preiskartell kann sich in der Halle offenbar ebensowenig etablieren wie das schrägen Vögeln möglich wäre. Kunden, die betrügen, sind schnell bekannt, und dann bedient sie keiner mehr. So kommt es, daß die Bezirkspolizei nie etwas zu tun hat. Franz Brücklmeier, der Filialdirektor der Deutschen Bank an der Halle, weiß auch um die beharrliche Basarmentalität der Hallenmenschen. Inzwischen bietet er absichtlich erst schlechtere Konditionen, „damit die etwas raushandeln können“. Verzweifeln könnte er nur, wenn er schriftliche Bilanzen einfordert. „Geh, du weißt doch eh, was läuft“, kriegt er dann zu hören.

Um sechs Uhr passiert Manni etwas, was ihn später fuchsen wird: Er verkauft alle seine Erdbeeren zum Schalenpreis von 1,80 Mark an einen Kunden. Zehn Minuten später raunt ihm ein befreundeter Händler zu, wegen des kühlen Wetters sei keine neue Ware reingekommen. Eine Stunde später liegt der Preis bei 2,50 Mark. Seinem Vater, sagt Manni und seufzt, wäre so was nicht passiert. „Der hatte einen siebten Sinn. Er hat die Ware immer so lange zurückgehalten, bis ich ihn für verrückt erklärte. Aber mittags war er immer ausverkauft.“

Sieben Uhr. Manni ist umringt von zehn Einkäufern, die alle gleichzeitig die Preise wissen wollen. „Die san teurer heut’“, die Ananas“, sagt er zu einem Stammkunden, „nimm die Pfirsiche, die san saugut!“ Wer sich jetzt auf die Gänge wagt, muß um sein Leben fürchten zwischen all den Gabelstaplern, die wie wildgewordene Roboter umherlaufen. Wie schafft es nur die 79jährige Hildegard Hinterhofer, die älteste Standbesitzerin der Halle, den Rücken krumm vom jahrzehntelangen Kistenschleppen, so unbehelligt durchzuwieseln? Wie finden sich die Leute nur zurecht in den engen Gängen, die ständig ihr Aussehen ändern, weil ein mannshoher Turm Gemüseboxen plötzlich verschwunden, an anderer Stelle ein Palettenstapel Birnen aufgetaucht ist? Warum beugen sich an Mannis Stand mehrere Männer über eine aufgeschnittene Wassermelone und lauschen so lange ehrfürchtig den Worten des Melonenexperten namens Dante?

Eine verrückte, aber heile Welt inmitten der Wirtschaftsdepression? Die Hallengewinner würden es so sehen. Die anderen sind nicht mehr da. „Bei jeder Pleite, von der man hört, atmet man tief durch – dann geht das

Geschäft weiter“, sagt La-Frutta-Agent Dekke. Die Tagesjobvermittlung vom Arbeitsamt um die Ecke hat 20 Hallenjobs pro Tag anzubieten, früher waren es viermal soviel. Ein Gabelstapler ersetzt zehn Lagerarbeiter. Dennoch – auffällig oft wird die „Freiheit“ der Halle gepriesen. Von Theo, Mannis Staplerfahrer, genauso wie vom Hallendirektor, der ein Apfelmuster auf der Krawatte trägt und aus der Verwaltung kommt. Giovanni di Girolamo, ein auf italienisches Obst und Gemüse spezialisierter Agent, schwärmt wie ein Poet von der Freundlichkeit der Früchte: Die erzeuge Respekt vor den Herkunftsländern, so daß Ausländerfeindlichkeit hier ein Fremdwort sei. Auch die vielen Italiener aus Verona, Neapel und Palermo vertugeln sich in der Halle wesentlich besser als in Italien selbst. Warum nur will jener feingekleidete Großhändler mit dem norditalienischen Singsang in der Stimme, der in einem kleinen Hinterzimmer der Halle die ganz großen Geschäfte macht, lieber nicht, daß sein Name in der Zeitung auftaucht? „Es geht uns gut“, sagt er leise, „sehr gut, und das muß in diesen Zeiten nicht jeder wissen.“

Prügel aus Napoli

In der Halle weiß es jeder: Man braucht nur in die Außenstelle des Kosmos zu gehen – dem Italiener in der Ladenzeile gegenüber – und Cappuccino zu trinken. Dort erfährt man Tage vorher, wer als nächster pleite geht. Dort trafen sich auch die angereisten neapolitanischen Lieferanten zum Espresso, bevor sie ihren Händler, der sie betrogen hatte, im Kontorhaus verprügelten. Dort hört man von einem Gast, daß der feine Norditaliener mit Aldi handelt und vergangenes Jahr fast 100 Millionen Mark umgesetzt haben

soll. Und daß er vermutlich nicht gerne redet, weil er erst vor ein paar Jahren einen Drohanruf der Mafia bekommen habe.

Hierher kommt auch Massimo jeden Morgen, dessen Vater 1982 in Palermo von Mafiosi erschossen wurde. Ein schmaler Mann, dessen Augen den Betrachter ernst fixieren. Massimo heißt nicht wirklich so, aber keiner hier soll seine Geschichte erfahren, „weil die vielleicht doch glauben, daß ich dazugehöre“. Dem sei aber nicht so, beteuert er, und fürchtet bis heute, von der Mafia beobachtet zu werden. Er wisse nicht, ob die Gerüchte stimmen, daß der Vater, dessen vergilbtes Photo auf seinem Schreibtisch im Kontorhaus steht, als junger Mann unter verfeindeten Mafiosi als neutraler Richter fungiert habe. Als Händler sei der Vater in der Halle sehr geschätzt gewesen, sagt der Sizilianer.

Zehn Uhr. An Mannis Stand sind die Kistentürme niedrig geworden. Viel, sagt er, springe hier nicht mehr raus. Aber als sein Vater starb, war für ihn klar, daß er den Stand 68 in der Halle übernimmt. Als Schüler hatte er Orangenboxen entladen, nach dem Abitur das Liefergeschäft seines Vaters übernommen, seine Frau an einem benachbarten Stand kennengelernt. Die Existenz seines Großhandels hat er sich dadurch gesichert, daß ihm einige Läden am Bahnhof gehören, die er selbst beliefert. Seine Frau redet auf ihn ein, den Hallenstand aufzugeben. Erfolglos. Er hat es versucht und einmal im Bahnhofsladen gearbeitet. Da hockte er im Büro und langweilte sich. „Ich muß hier jeden Tag sein“, sagt Manni und verschwindet eilig in den Gängen der Halle. Die Welt da draußen hat ihn nie wirklich interessiert.

„DEN MANNI werden sie hier mal tot raustragen“: Manni Gross (Mitte), Großmarkthändler in dritter Generation, kann sich kein anderes Leben vorstellen. Fengel